Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Ur in Chaldäa

Das am Unterlauf des Euphrat gelegene Ur hat eine englisch-amerikanische Expedition unter der bewährten Leitung von Leonard Woolley 1922 auszugraben begonnen. 1934 konnte die Grabung abgebrochen werden, obwohl erst ein kleiner Teil des ausgedehnten Areals richtig durchforscht war; denn das gewünschte Ziel war erreicht. Woolleys populäre Darstellungen der ersten sieben Grabungsjahre, «Vor 5000 Jahren» und «Ur und die Sintflut», werden jetzt ergänzt durch sein neuestes Buch[1]), das überaus lebendig und anschaulich den Gang der ganzen Grabung mit all ihren Schwierigkeiten und zugleich die Geschichte der Stadt von ihren ersten Anfängen bis in die Perserzeit hinab schildert. Die Bedeutung dieser Ausgrabung liegt nicht so sehr in der traditionellen biblischen Beziehung als einmal darin, daß man hier und auf dem benachbarten Tell Ubaid erstmals in größere Tiefen und damit in eine bisher unbekannte Vorzeit des Zweistromlandes vorstieß, und anderseits darin, daß in den Königsgräbern eine Reihe kostbarer Einzelfunde gemacht wurden, wie sie aus dem Grab des Pharao Tutanchamon bekannt sind.

Drei Fragen von allgemeinerem Interesse seien hier herausgegriffen. Einmal ist der Zusammenhang mit der Bibel stärker betont als die Ergebnisse rechtfertigen. Gewiß stieß Woolley in 12 m Tiefe zwischen zwei Schichten menschlicher Besiedlung auf eine offenbar vom Wasser angeschwemmte Lehmschicht ohne menschliche Spuren. Nach der Dicke dieser Ablagerung muß es eine besonders mächtige Flut gewesen sein, was ihn gleich an die aus sumerisch-babylonischer wie aus biblischer Tradition bekannte «Sintflut», die Flut Noahs denken ließ. Es war allerdings, wie er selber zugibt, keine universale Flut; sie bedeckte das untere Euphrat-Tigris-Tal, immerhin ein Gebiet von ca. 500 km Länge und 150 km Breite, und das bedeutete für die Betroffenen eben die ganze Welt. Trotz solcher Einschränkung ist Woolley nicht ganz unschuldig daran, daß man daraus oft eine massive Bestätigung der biblischen Fluterzählung gemacht hat. Denn diese ist deutlich von der sumerisch-babylonischen abhängig, die selber auch kein Geschichtsbericht, sondern ein aus der Erfahrung solcher Überschwemmungen im Alluvialgebiet erwachsener Mythus ist. — Noch weniger hat eines jener Prunkstücke, ein goldener Widder, der sich an einem Strauch aufrichtet, mit dem Widder von I. Mose 22 zu tun; ist es doch ein Teil einer von den altorientalischen Siegelbildern wohlbekannten Darstellung: zwei Tiere zu seiten eines heiligen Baumes.

Schauerliche Funde von verschiedenen Stellen im Königsfriedhof, in tiefen Schächten neben den Königsgräbern eine Menge männlicher und weiblicher Skelette, Soldaten, Diener, Stallknechte, auch vor Wagen gespannte Ochsen, bezeugen offenbar Menschenopfer im Zusammenhang mit dem Begräbnis des Königs, dem eben seine Dienerschaft ins Jenseits folgen mußte. Eine andere, an sich auch mögliche Erklärung aus dem Fruchtbarkeitskult, wonach ein Ersatzkönig mit seinem ganzen Hofstaat unmittelbar nach dem Vollzug der heiligen Hochzeit zum Besten des Landes sterben mußte, wird nach den besonderen Fundumständen von Woolley wohl mit Recht abgelehnt.

Ur ist aber auch noch durch seinen dreistufigen Tempelturm berühmt, der, um 2000 auf den Fundamenten eines älteren Baues aufgeführt und um 550 vom letzten Babylonierkönig restauriert, dank ziemlich guter Erhaltung sicher rekonstruiert werden konnte. Zusammen mit anderwärts gemachten noch älteren Funden ergibt er die Herkunft des ganzen

[1]) Sir Leonard Woolley: Ur in Chaldäa. Zwölf Jahre Ausgrabungen in Abrahams Heimat. 247 S., 32 Tafeln u. 22 Abbildungen im Text. Brockhaus, Wiesbaden 1956.

Bautypus aus einem Heiligtum auf einer Terrasse, die dann immer mehr in die Höhe wuchs und stufenförmig abgeteilt wurde; das letzte und baulich vollendetste Glied in dieser Kette ist der bekannte siebenstufige Tempelturm von Babylon, den Herodot ausführlich beschreibt und dem auch die Turmbausage von I. Mose 11 gilt.

Walter Baumgartner

Thérèse von Lisieux

Aufschrei einer Seele

Bedeutende Autoren hatten bisher Bücher und Studien über die Karmeliterin Theresia von Lisieux geschrieben, ein Paul Claudel, ein Daniel Rops, eine Görres-Coudenhove, deren Werk «Das verborgene Antlitz» besonders durch die feinen psychologischen Analysen reizvoll ist, ein Urs von Balthasar, der sein Augenmerk der Sendung der Heiligen für Kirche und Reich Gottes zuwandte. Es waren Katholiken. Die ergriffene und ergreifende Studie von Walter Nigg in «Große Heilige» stammt immerhin von einem Theologen. Mit Spannung nimmt man deswegen das vorliegende Buch zur Hand, das von einem evangelischen Christen stammt, «der im Wirtschaftsleben seines Heimatlandes an führender Stelle steht», wie es im Vorwort von Walter Nigg heißt, und der das Buch «neben einer vielschichtigen Tagesarbeit und von schwerer Krankheit bedrängt» schrieb[1]).

Die Spannung wandelt sich in ein dankbares Staunen. Man staunt einmal über die bis ins kleinste gehende Sachkenntnis des Verfassers, der nicht nur die Schriften der Heiligen sehr genau kennt und in wertvollen Partien zitiert, sondern an Ort und Stelle allen Spuren der Heiligen nachgegangen ist. Man ist dankbar für die maximale Objektivität, in der das Leben der vor sechzig Jahren gestorbenen jungen Karmeliterin erzählt wird, Schrittchen für Schrittchen, ohne auch die außergewöhnlichen Dinge irgendwie zu psychologisieren, etwa die wenigen Visionen oder die plötzliche Heilung von schwerer Krankheit. Der Mann aus dem Wirtschaftsleben hat eine Intuition und ein Verstehen auch für die innersten mystischen Vorgänge und Leiden, die sich zwischen Gott und der liebenden Seele abspielen, das aus großer Ehrfurcht stammt. Und bei aller Sachlichkeit schwingt die Ergriffenheit durch und überträgt sich auf den Leser. 19 Bildtafeln veranschaulichen das Wort. Man kann Dr. h. c. C. J. Abegg nur danken.

Gebhard Frei

[1]) Carl Julius Abegg: Thérèse von Lisieux, Aufschrei einer Seele. Verlag Passavia, München/Passau o. J., 1957.

Masse und Demokratie

Es ist immer ein schwieriges Unterfangen, sehr verschiedenartige Autoren und Gegenstände zu einem Gesamtbild zu vereinen, das mehr als einen sehr lockeren Zusammenhalt aufweist. Dieser Schwierigkeit ist auch das vorliegende Buch nicht ganz entgangen[1]). Die Vielfalt der Stimmen fügt sich nicht zur Symphonie, nicht zum Symposion; es sind Solostücke, die jeder für sich, ohne Beziehung auf die andern, spielt. Die Beiträge sind von ungleichem Wert, und der Titel des Buches ist insofern nur teilweise zutreffend, als mehrere Beiträge das Thema überhaupt kaum oder nur oberflächlich berühren. Um so anregender heben sich davon jene Beiträge ab, in denen das Kernproblem von politischen, soziologischen und psychologischen Aspekten aus angegangen wird.

Hiefür bietet *Wilhelm Röpkes* Einführung *Die Massengesellschaft und ihre Probleme* den festen Untergrund. In übersichtlichen, knappen Strichen umreißt er die Kernproblematik, die sich aus der Vermassung für die heutige Demokratie ergibt. Mit seinem Sinn für die seelischen

[1]) Masse und Demokratie (Volkswirtschaftliche Studien für das schweizerische Institut für Auslandforschung), Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1957.

Erscheinungen der Massengesellschaft, die andere nur zu sehr vom rein Wirtschaftlich-Soziologischen aus betrachten, weist er z. B. auf die *Langeweile* als einem bezeichnenden Merkmal der modernen Massengesellschaft hin. Sie geht mit der Isolierung des einzelnen in der Masse parallel. Man kann sich freilich fragen, ob Langeweile nicht zu allen Zeiten für breite Schichten kennzeichnend war; und vielleicht dürfte die Langeweile derer, die der «höheren Gesellschaft» angehören und sich nicht zur Masse zählen, nicht weniger abgründig sein, weil sie letztlich nicht so sehr das Ergebnis der Vermassung, als Folge der geistigen Leere und Trägheit ist, die allerdings durch die modernen Formen der Gesellschaft, durch Technik, passives Genießen und Überfütterung mit Eindrücken, noch gesteigert wird. Im Anschluß an *Alexis de Tocqueville* — der diesem Buche mit Recht gewissermaßen als Mentor vorsteht — wird von Röpke und andern immer wieder auf die Heilkraft der Dezentralisierung hingewiesen. So zutreffend der Hinweis ist, so erscheint es heute bisweilen fast notwendig, auch auf manche Werte der Zentralisierung zu verweisen, die sich in der Geschichte nicht immer nur als nachteilig erzeigte. So hat eine gewisse Zentralisierung der Kulturpflege in klugen Händen und in einem überlegenen Geist oft mehr zu deren Förderung beigetragen — man denke etwa an des Ministers Becker segensreiche Tätigkeit im preußischen Kultusministerium nach dem ersten Weltkrieg — als die regional aufgesplitterte Tätigkeit, die — dies darf man bei aller Hochwertung des Regionalen nicht übersehen — allzu leicht kleine Ortsgenies züchtet und in der egalitären Begünstigung des Mediokren verflacht, damit ungewollt die Maßstäbe verfälscht und dem Massendenken und seinen Wertungen huldigt. Der Ruf nach Dezentralisierung, so begründet er angesichts der totalitären Machtkonzentration erscheint, droht am Kernproblem vorbeizugehen, wenn er nicht die Hauptursache der Sucht nach Zentralisierung, der ja gerade auch die sogenannten freien Gesellschaften immer mehr verfallen, erfaßt: Der Massenmensch sucht nach einem äußern Zentrum, das er in Staat und «Führer» verwirklicht sieht, weil er in sich das Zentrum, die geistige Verwurzelung und das transzendente Zentrale und damit auch die Kraft der Eigenständigkeit und den Willen zu ihr eingebüßt hat.

Mit der Verfassung der *Elite* steht und fällt jede Gesellschaft. «Es ist meine feste Überzeugung, daß die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika in erster Linie davon abhängt, ob es ihnen gelingt, die Auslese der Besten in allen Gesellschaftsschichten und in allen Arbeitsgebieten zu sichern» erklärte mir vor dreißig Jahren der Religionsphilosoph und Historiker Professor Haydon (USA). Seither ist eine solche Erkenntnis, nachdem der Begriff und selbst das Wort Elite in Demokratien lange fast verpönt waren, immer mehr auch in breiteren Schichten durchgedrungen. *Louis Baudin*, der über die *Theorie der Eliten* handelt, weist mit Recht darauf hin, daß Elite kein Klassen- und kein sozialer Schichtbegriff ist, sondern ein geistiges Qualitätsmerkmal, das sich durch alle Schichten hindurch findet; und wie das Massendenken auch in den sogenannten geistig führenden Schichten «en masse» anzutreffen ist, was schon Ortega mit Nachdruck hervorgehoben hat, so kann sich Elitetum auch unter der «Masse», in einfachen Volkskreisen, finden, oft noch mehr als bei denen, die sich einbilden, zur Elite zu gehören. Elite ist in erster Linie ein ethischer Begriff, Ausdruck eines wachen, verantwortungsstarken Gewissens und einer mutigen Eigenständigkeit, weit weniger formalen Könnens oder politischer, ästhetischer und wissenschaftlicher Begabung. Darum ist es falsch, Elitetum immer und in erster Linie unter Schriftstellern, Gelehrten oder politischen Führern zu suchen. Es ist dort ebenso selten zu Hause wie in anderen Volksgruppen, und immer ist es eine große Ausnahme[2]).

Einen der wertvollsten und gehaltreichsten Beiträge dankt dieses Buch *Werner Kaegis* Abhandlung *Das Massenproblem in der direkten Demokratie.* Er greift mitten in die Problematik des Themas hinein. Seine Unterscheidung zwischen Vermassung als einem Dauerzustand der «Entpersönlichung», einem chronischen Leiden der Gesellschaft einerseits und der vorübergehenden «Massensituation» etwa im Sinne von Le Bon anderseits und beider Wechselwirkung bilden die Basis, von der aus er den Einfluß moderner Vermassung auf die heutige Demokratie untersucht. Wie sehr eine überspitzte Gleichheitslehre und die «Allmacht der Mehrheit» das Herauf-

---

[2]) Der Aufsatz Baudin ist erstmals abgedruckt worden in den «Schweizer Monatsheften», Januarnummer 1953.

kommen der Massen begünstigt, hat schon Tocqueville vorausgesehen, und nachdrücklich weist Kaegi auf dessen lapidare Feststellung hin: «So sind die Laster, die der Despotismus zeugt, gerade die, welche die Gleichheit begünstigt. Diese beiden ergänzen sich und unterstützen sich in verhängnisvoller Weise... Der Despotismus, der immer gefährlich ist, ist also besonders in demokratischen Jahrhunderten zu fürchten» (S. 97). Wohin die Überspitzung des Gleichheitsbegriffs und der Volksbefragung führen kann, zeigt Kaegi drastisch an einem, durchaus nicht als Ausnahme zitierten Abstimmungszettel, durch den die Bürger einer großen Schweizer Stadt aufgefordert werden, ihre Stimme zu zahlreichen komplizierten Sachfragen abzugeben, in denen sich evidenterweise nur ganz wenige wirklich auskennen können. Das Prinzip der Volksbefragung kann auch zur Sinnlosigkeit werden. Und wie fragwürdig die Situation dann erst wird, wenn sich die Gesellschaft immer mehr zu einer Massengesellschaft entwickelt, liegt auf der Hand. Den Gefahren, die mit zunehmender Vermassung und mit der Bereitschaft zu zeitweiligen «Massensituationen» für die Demokratie entstehen, gilt es von vielen Seiten her zu begegnen. Staatsrechtlich sieht Kaegi eine solche Therapie in der Erweckung und Festigung der personhaften Gemeinschaft, vor allem durch das Erhalten und Vertiefen der freiheitlichen Staatsauffassung, durch das föderalistische Prinzip und die Stärkung des Rechtsstaates. Der «schleichenden Entwertung des Individuums durch den Apparat des technischen Zeitalters» und der «offenen Entpersönlichung durch den totalitären Staat» kann nur die Erweckung eines neuen, im Gewissen des einzelnen festverankerten Widerstandswillens und eines vertieften Gemeinschaftsgefühls in Familie und kleiner Gruppe entgegenwirken.

Hier begegnet sich Kaegi mit *Alexander Rüstows Vitalpolitik*, die dieser in glücklicher Formulierung dem etwas verbrauchten und zu engen Begriff der Sozialpolitik gegenüberstellt, der zudem durch die von Hayek hervorgehobene Fragwürdigkeit des Begriffs «sozial» belastet ist. Ausgehend von der Erkenntnis der engen Wechselwirkung zwischen geistigen und wirtschaftlichen Kräften, die vom Materialismus nur in einer Richtung gesehen wurde, und im Anschluß an Tocqueville die Bedeutung des Subsidiaritätsprinzips unterstreichend, zeigt er an anschaulichen Beispielen, wie etwa dem der «vitalpolitischen Siedlungsgestaltung», daß nur in einer Entwicklung von unten nach oben, von den kleinsten Zellen des Soziallebens aus, eine Gesundung anzubahnen ist. Familie, Siedlungsgemeinschaft, Nachbarschaft, Gemeinde sind die tragenden Fundamente und die ersten Stufen eines organischen Aufbaus der Gesellschaft. Und in der breiten Sphäre, die sich zwischen diesen und dem Staat ausdehnt, ist immer wieder der nichtstaatlichen Bemühung, der Initiative der einzelnen und der kleinen Gruppen privater Art der Vorzug zu geben vor der Lenkung von oben und vor dem Diktat des Staates. Auch hier wird wiederum deutlich, wie sehr die heutige Flucht zum Staat durch die Flucht des Menschen vor sich selbst, vor dem Nächsten und vor der persönlichen Verantwortung bedingt ist. Und wieder sind es Tocquevillesche Erkenntnisse, wenn Rüstow der Meinung entgegentritt, der Westen solle durch eine starke Zentralisierungsgewalt und eine «Einpunkt-Organisation» der totalitären Verstaatlichung des Ostens zu begegnen suchen. In der Tat hieße dies den Teufel mit Beelzebub vertreiben wollen. «Freilich begegnet man auch auf unserer Seite in manchen Kreisen der Meinung, man müsse der straffen Einheitlichkeit, die auf der anderen Seite des eisernen Vorhanges, im Bolschewismus herrscht, und deren Vorteile für ihn (bzw. Nachteile für uns) ja auf der Hand liegen, etwas Ähnliches, gleich straff Zentriertes gegenüber stellen, wir müßten auch ein einheitliches Credo haben so wie drüben das des Kommunismus, eine einheitliche Organisation, einen Punkt, aus dem heraus alles zu kurieren wäre. Wer sich auf diesen leider ziemlich verbreiteten Standpunkt stellt, der ist im Grunde schon dem Totalitarismus in seinem Herzen verfallen... Man muß sich vielmehr bewußt sein, daß bei uns die Übel und Krankheiten unserer Zeit nicht aus einem Punkt zu kurieren sind, sondern auf der ganzen Breite unseres Lebens an jeder Stelle besonders behandelt werden müssen, und daß nur durch solche geduldige, dezentralisierte, aber auf ein gemeinsames Ziel konvergierende Arbeit diese unsere Krankheit langsam, allmählich, Schritt für Schritt überwunden und geheilt werden kann» (S. 237).

In diesem Zusammenhang wäre zweifellos wertvoll gewesen, einen Beitrag hinzuzufügen über den vermassenden Einfluß von Mammutorganisationen kultureller und sozialer Art, die heute von zen-

tralen Stellen aus wie etwa der Unesco, das Kultur- und Sozialleben der Welt zu umfassen und, wenn auch über regionale Gruppen, zu dirigieren oder wenigstens stark zu beeinflussen suchen. So wertvoll solche Bemühungen sein mögen, so ist die Gefahr nicht zu übersehen, die solchen zentralistischen Dirigismen anhaftet, indem sie mit ihrer unvermeidlichen Bürokratie und ihren anonymen Riesensekretariaten einerseits die Meinung verstärken, es sei die Hilfe nur auf dem Wege über solche Großverbände und Großorganisationen mondialer Umfassung zu erzielen, anderseits es dem kraftvollen Einzelwillen und der individuellen Initiative oft eher erschweren, zu einer freien Entfaltung und Wirkung zu gelangen.

Welche Aufgabe *Theodor Litts* Beitrag *Das Selbstverständnis des gegenwärtigen Zeitalters* im Rahmen des Themas des Buches zu erfüllen hat, ist schwer verständlich. Seine Ausführungen allgemein geschichtsphilosophischer Art, die zur Verantwortung des einzelnen und zu einem wachen Selbstverständnis, zu einer klaren Erkenntnis unserer Zeitlage auffordern, könnten in irgend einem Buch über die Krise unserer Zeit und die Wege ihrer Überwindung stehen. Die grundsätzlichen Gedanken nehmen auf das Thema Masse und Demokratie kaum Bezug. Gerne möchte man zudem im Deutsch dieses Beitrages, bei einem Autor vom Range des Verfassers, Einflüsse eines Zeitungsstils entbehren, wie er sich etwa verrät im gehäuften Gebrauch von «zur Darstellung bringen» (statt darstellen), «zur Durchführung gebracht» (durchgeführt), «zur Verwirklichung bringen» (verwirklicht) oder in Sätzen wie z. B. diesem: «Das Paradigmatische aber, das diesem System des manipulierten Fortschritts eignet, liegt darin, daß durch die Gewaltsamkeit, mit der der Gesamtheit der dem System Unterworfenen das systemgerechte Denken aufgenötigt wird, alle jene Unzukömmlichkeiten, die die rationalisierende Verfestigung der Lebensordnung für den ihr überantworteten Menschen im Gefolge hat, ihr Höchstmaß erreichen» (S. 177). Der Kampf gegen Vermassung hat auch beim Stil zu beginnen; in dieser Hinsicht läßt das Buch in manchen Beiträgen leider zu wünschen übrig.

Näher dem Thema, aber doch an dessen Rande, bewegt sich *Friedrich Hayek* mit seiner sprachsoziologischen Analyse des Begriffs «sozial[3])». Er weist nach, wie unter dem Einfluß der modernen Wohlfahrtspolitik des Staates und der Verbände das Wort in Bewertung und Inhalt gleichsam degeneriert ist, so daß man sich heute fragen kann, ob das, was damit zumeist gemeint ist, nicht eher einer sozialfeindlichen Wirklichkeit entspricht. «In letzter Linie ist die Ablehnung des Ideals des ‚Sozialen' darum notwendig geworden, weil es das Ideal derer geworden ist, die im Grunde das Bestehen einer wirklichen Gesellschaft leugnen, deren Sehnsucht nach dem Konstruierten und von einem Verstand Dirigierten steht. In diesem Sinne scheint mir viel von dem, was sich heute als sozial gibt, in dem tiefern und echten Sinne des Wortes ausgesprochen antisozial zu sein» (S. 84).

Im Kreise der eher pessimistischen oder zumindest lebhaft warnenden Stimmen wirkt *Hans Kohns* Beitrag über *Freiheit, Wohlstand, Kultur und der amerikanische Massenmensch* insofern ausgleichend, als er von einer einseitigen Betonung der Vermassungsgefahren abrückt und die Frage stellt, ob denn die heutigen Nivellierungserscheinungen wirklich viel so ärger seien als früher. Man wird ihm darin beistimmen, daß man sich durch eine Idealisierung der früheren Gesellschaftsformen, die uns in der geschichtlichen Verkürzung oft in zu günstigem Licht erscheinen, nicht zu einer allzu düstern Deutung der Gegenwart verleiten lassen darf. Von den früheren Gesellschaften ist uns zumeist nur das näher bekannt, was sich in einer relativ sehr kleinen Schicht abspielte; wie aber sah es in den breiten Volksmassen aus? Die moderne Technik, die Statistik und das Nachrichtenwesen haben uns vieles einfach nur deutlicher faßbar werden lassen, was früher auch da war, aber nicht so laut und massiv sichtbar werden konnte. Und da ist denn auch auf manches hinzuweisen, das man inmitten der Vermassung, auf die alle Augen wie hypnotisch starren, doch nicht übersehen soll. «Der Schattenseiten in einer Gesellschaft der Massenkultur gibt es viele und tiefe, aber es gibt auch Lichtblicke, und wer weiß, ob im Vergleich zu früheren Zeiten die ersteren oder die letzteren überwiegen... Die Politik der französischen Monarchie im 18. Jahrhundert oder die Politik des russischen Hofes zu Beginn dieses Jahrhunderts waren dümmer und gefährlicher, als je die Politik einer freiheitlichen

[3]) Vgl. F. A. Hayek, Über den «Sinn» sozialer Institutionen, «Schweizer Monatshefte», Oktoberheft 1956.

Demokratie gewesen ist. Lange vor dem Aufstand der Massen hat ein schwedischer Staatsmann ausgerufen, mit wie wenig Weisheit doch die Welt regiert werde. Das hat sich grundlegend kaum geändert... In den freiheitlichen Staaten hat es keinen Aufstand der Massen gegeben, sondern ein Hineinwachsen der Massen in freie Mitbestimmung und Mitverantwortung im Rahmen einer beweglichen und schnell anpassungsfähigen Gesellschaft» (138 f.). Und auch sonst zeigt die freie Gesellschaft spontan manche Abwehr- und Widerstandskräfte, die man nicht übersehen darf. So zeigt Kohn an der starken Dezentralisierung der Geltung amerikanischer Städte, die New York oder Washington keineswegs den Rang kultureller Hauptstädte zuweist, sondern sie auf viele Städte verteilt, wie hier Voraussetzungen gegeben sind, die an sich eine gewisse Brechung zentralistischer Einflüsse erlauben. In den «Massen» regen sich unbewußt, dumpf, aber in wachsendem Maße die Kräfte, die auf eine stärkere Integration, auf mehr Eigenleben, auf größere Differenzierung hinstreben, und die nur einer Bewußtwerdung und einer gewissen Führung und Ermutigung bedürfen, um, schon aus Furcht vor der Langeweile und Leere des Massendaseins, eine Überwindung dieses Zustandes zu erleichtern. Kohns diesbezügliche Hinweise freuten den Berichterstatter um so mehr, als dieser vor einer Reihe von Jahren schon der heute beliebten, einseitig pessimistischen Betrachtung der Vermassungserscheinungen entgegentrat[4]). Freilich bedarf es erst recht des bewußten Kampfes der Einsichtigen, der Klärung und Wegweisung, um die in den vermassungsbedrohten Schichten vorhandenen Ansätze einer Verinnerlichung und Wandlung zu festigen, zu vertiefen und sie der Verödung ihres Daseins zu entreißen.

Daß der *Neid* ein mächtiger Antrieb im gesellschaftlichen Geschehen ist, kann als bekannt gelten und bedarf wohl kaum erst eines Nachweises. Alltag und hohe Politik lehren es uns in gleicher Weise. Und daß die Gleichheitsideale diese Neigung zum Neid nicht verringert haben, wird ebenfalls kaum zu bestreiten sein. So rennt denn *Helmut Schoeck* in seinem Aufsatz *Das Problem des Neides in der Massendemokratie* gewissermaßen offene Türen ein, wenn er auf Grund eines ausgebreiteten statistischen und völkerkundlichen Materials darzulegen sucht, wie sehr der Neid im gesellschaftlichen Leben und insbesondere in der egalitären Demokratie eine vorherrschende Rolle spielt. Wer wollte dies bestreiten? Dennoch wird man doch nicht der weitgehenden Deutung folgen können, die Schoeck aus seinen Untersuchungen ableitet: «Unglückseligerweise ist aber die demokratische Staatsform die am meisten von hypertrophiertem Neid gefährdete Gesellschaft. Sie wird aus ihm geboren und bleibt ihm leider nur zu oft hörig» (S. 266). Mit solchen Verallgemeinerungen wird man der ungeheuren Vielfalt der Motive kaum gerecht, hat doch z. B. der sittliche Drang nach Freiheit und nach Selbstbestimmung am Werden der Demokratie keinen geringen Anteil. Dementsprechend wird auch die Therapie, die Schoeck empfiehlt, zu bewerten sein: «Alle, die dazu in der Lage sind, sollten mithelfen, unentwegt die sich als Forderung nach «sozialer Gerechtigkeit» oder «Gleichheit der Lebenschancen» verkleidenden Stimmen des Neides als eben dies zu enthüllen und zu brandmarken... Die Abscheu vor dem Terror der Neidischen ist so groß, daß ihre Ansprüche sehr viel weniger Erfolgsaussichten haben, sobald die Öffentlichkeit sie als Neid erkennt» (S. 270 f.). Abgesehen davon, daß man mit solchen Aufklärerrezepten kaum an die wirklichen, tieferen Quellen des Neides herankommt, erhellt eine solche «Aufklärung» nichts, was nicht allen, auf die es ankommt, längst bekannt wäre. Begegnen kann man diesen negativen Antrieben letztlich nur durch das Wecken und Stärken positiver Kräfte, wobei überdies, realistisch gesehen, zu bedenken ist, daß der Neid wie so viele üble Regungen zu jenen gehört, die zwar das Böse wollen, aber bisweilen ungewollt das Gute fördern.

Wenig ist mit *Oackeshotts* Ausführungen *Die Massen in der repräsentativen Demokratie* anzufangen, da sich der Verfasser in allzu vereinfachenden psychologischen Konstruktionen gefällt. Von der, heute kaum noch wie zu Burckhardts Zeit hingenommenen Lehre von der «Entdeckung des Individuums durch die Renaissance» ausgehend, entwickelt er die Theorie, daß sich daraus das «Anti-Individuum» entwickelte, das dann als «gescheitertes Individuum» zu einem «militanten Anti-Individuum» wurde und, indem es sein numerisches Übergewicht in

[4]) In «Vermassung und Demokratie», Herbert Lang, Bern, 3. Aufl. 1955, und in «Gefahren der modernen Demokratie», Frankfurt a. M. 1947.

der heutigen Gesellschaft entdeckte, sich plötzlich in den Massenmenschen wandelte. Weder wird ersichtlich, wie es zu dieser Antithese kam und wie das «Anti-Individuum» entstanden sei, noch lassen sich die heutigen Massenerscheinungen in ihrer Komplexität auf eine so einfache Formel bringen.

Die Massen haben auf die Außenpolitik auch der Demokratien und der freien Gesellschaften meist wenig Einfluß gehabt. *J.-B. Duroselle* weist dies an einem gehaltvollen, knappen Essay anhand vieler Beispiele nach und zieht daraus die Folgerung: «1. In einer Demokratie kann man die Außenpolitik nicht revolutionieren, es sei denn, man hätte die Gewißheit der allgemeinen Zustimmung der Massen. 2. Alles, was die technische Ausführung betrifft, ist Sache der Regierung, die weit kompetenter und besser unterrichtet ist. Die Massen sind völlig außerstande, auf diesem Gebiet eine schöpferische Rolle zu spielen. 3. Trotzdem muß die demokratische Regierung in Verfolgung und Ausführung ihrer Politik alle erdenklichen Mittel in Anwendung bringen, um sich dafür die Zustimmung der Massen zu sichern und ihnen zu beweisen, daß sie sich an die von ihnen gewiesene allgemeine Linie hält. Darin liegt die Rolle der demokratischen Regierung als Erzieherin, was uns zu dem Schluß berechtigt, daß der wahre Sinn der Demokratie der ist, daß sie als einziges Regime die Massen zu erziehen versteht» (S. 69/70).

* * *

Beim Lesen dieser Aufsätze, die zu eigenem Durchdenken der vielschichtigen Problematik der modernen Demokratie im Hinblick auf den «Aufstand der Massen» anregen, wird einem erneut bewußt, wie wenig grundsätzlich Neues, Wesentliches zum Thema Masse und Demokratie seit Tocqueville, Le Bon und Ortega gesagt worden ist. Mit Recht weisen denn auch mehrere Verfasser nachdrücklich auf Tocqueville hin, der, in erstaunlichem Scharfblick über mehr als ein Jahrhundert hinausgreifend, zu einer Zeit, als die Dinge erst im Keimen waren, das Massenproblem in der Demokratie vorausgesehen hat. In Erkenntnissen von großer Klarheit und doch zugleich maßvoll, nirgends einseitig verallgemeinernd, hat er die Bedrohung der Freiheit durch eine überspitzte Gleichheitsforderung und durch den überhandnehmenden Materialismus erkannt und davor gewarnt. Es wäre zu wünschen, daß seine Erkenntnisse, denen sich das vorliegende Buch stark verpflichtet weiß, auch bei uns über einen kleinen Kreis von Lesern hinausdrängen und jene allgemeine Beachtung wieder fänden, die ihnen gebührt. Durch mehrere Volksausgaben (Fischer-Bibliothek; Kröner-Taschenausgabe) ist dies heute erleichtert. Hoffentlich wird auch bald die große deutsche Gesamtausgabe seiner Werke zu erscheinen beginnen, welche die Deutsche Verlagsanstalt vorbereitet. Freilich wird Tocqueville wohl nie die Volkstümlichkeit erlangen, die Ortegas «Aufstand der Massen» zuteil wurde, dem das Verdienst gebührt, in blendender Form und geistvoll breiteren Schichten das Massenproblem bewußt gemacht zu haben. Um so mehr ist es zu begrüßen, wenn Tocquevilles Einsichten in neue Kreise getragen werden. Von ihnen wird man immer wieder ausgehen müssen, um die Kernfragen von Masse und Demokratie in ihren grundsätzlichen Zusammenhängen, frei von Übertreibung, aber auch frei von einem lähmenden und ungerechtfertigten Pessimismus, in ihrer Tragweite zu erfassen. Dies anzuregen, ist mit ein Verdienst der Beiträge dieses vielstimmigen Buches, das *Albert Hunold* mit Umsicht und Hingabe herausgeberisch betreut hat.

Hans Zbinden

Nationalökonomie

Schon im Februar 1954 haben wir in den Schweizer Monatsheften bei der kritischen Durchsicht einer Studie über «Konjunkturschwankungen» aus der Feder des St.-Galler Professors Dr. Jöhr es als für die wirtschaftliche Praxis besonders bedeutungsvoll bezeichnen können, daß in der besprochenen Arbeit die bis dahin von der Konjunkturforschung stiefmütterlich behandelten psychologischen Momente zum ersten Male an den ihnen gebührenden Platz gestellt worden sind. Es ist nun recht bemerkenswert und erfreulich, daß sich die moderne nationalökonomische Lehre allgemein mehr und mehr aus der Erstarrung in einem abstrakten Theoretisieren zu lösen anschickt und stärker als in der Vergangenheit die

Notwendigkeit enger Verbindung mit dem täglichen und tätigen Leben empfindet und betont. In dem in dritter, umgearbeiteter und ergänzter Auflage vom Polygraphischen Verlage in Zürich herausgegebenen Werk des Professors an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Dr. *Eugen Böhler: Nationalökonomie, Grundlagen und Grundlehren* findet man den Satz: «Lange Zeit hat die Nationalökonomie wichtige Probleme unbeachtet gelassen und vergessen, daß sie tatsächlich den Wirtschaftsprozeß materiell in entscheidender Weise beeinflussen.» So steht die Arbeit des Autors ganz unter dem Leitmotiv, «einen möglichst engen Anschluß an die Wirklichkeit zu suchen». Von dieser Plattform aus behandelt Böhler die «Erkenntnisobjekte» der Nationalökonomie, die er «Lehre von der menschlichen Bedarfsdeckung» nennt, in den verschiedenen Richtungen ihrer Historie, und er bemüht sich, immer mit dem Blick auf die Elemente der wirtschaftlichen Praxis, sie zur Synthese zusammenzuschmieden. Er sieht seine Aufgabe und die der Wirtschaftstheorie überhaupt darin, «die Struktur der Wirtschaft zu erklären, ihren Gesamtprozeß, den sogenannten Wirtschaftskreislauf, zu beschreiben und dessen wichtigste Einzelerscheinungen, wie das Geld, die Preisbildung, die Einkommensverteilung und die Konjunkturschwankungen darzustellen».

Im Drange der täglichen Arbeit haben wir uns daran gewöhnt, ohne tieferes Nachdenken Begriffe der Wirtschaftsstruktur, wie zum Beispiel Kartell, Inflation, Konvertibilität, Ab- und Aufwertung der Währung u. a. m., als etwas in sich Abgeschlossenes hinzunehmen. In Zeiten national der Kartellinitiative und international des Wettbewerbs zwischen Markt- und Planwirtschaft ist es darum angebracht, die Zusammenhänge und Wechselwirkungen unter den ökonomischen Einzelproblemen nicht aus dem Auge zu verlieren. Dazu verhilft uns die Darstellung von Böhler; der Autor untersucht die Vorteile und die Gefahren, die mit den Kartellen verbunden sind, er geht auf die Grundzüge der Wirtschaftssysteme und ihren Kampf miteinander ein. Und immer wieder mündet seine Deduktion in die Erkenntnis: «Der Staat muß eine weitgehende Unabhängigkeit von der Wirtschaft und die Wirtschaft eine weitgehende Unabhängigkeit vom Staat behalten.» Auch für die im Augenblick akutesten Probleme der nationalen und zwischenstaatlichen Wirtschaftspolitik: die Inflation und ihre Abwehr, eine Auf- oder Abwertung der Währungen und die Konvertibilität, vermag der Praktiker dem Böhlerschen Werk die zu Urteil und Entschluß nötigen Grundlagen zu entnehmen. Mit Vorteil für sein eigenes Unternehmen kann der Geschäftsmann die vorzügliche Darstellung von Böhler über die Gesetzmäßigkeiten der Preisbildung, das Wirken des Gesetzes von Angebot und Nachfrage studieren. Um nutzbringend tätig zu werden und die voraussichtlichen Folgen seiner zu treffenden Entscheidungen zuverlässig abschätzen zu können, bedarf eben der Politiker wie der private Unternehmer, inmitten der komplizierten Volkswirtschaft von heute, mehr denn je der genauen Kenntnis der ökonomischen Zusammenhänge. Für beide Sparten, die der Politik und die der Produktion, ist die Arbeit von Böhler als erwünschter Berater unentbehrlich. Denn «in der wirklichen Wirtschaft» — so betont Böhler im Schlußkapitel seines Buches «ist das Wirtschaftliche untrennbar mit dem Nichtwirtschaftlichen, mit der ganzen Natur- und Menschenwelt verbunden», wahrlich eine Sentenz, die man bei einem nationalökonomischen Methodiker mit Befriedigung begrüßt.

Hans Posse

Taktik im zweiten Weltkrieg

Eike Middeldorf leistet mit seinem Buch einen bemerkenswerten Beitrag zur Beseitigung einer empfindlichen Lücke in der deutschen Militärliteratur des zweiten Weltkrieges[1]). Das Werk ist nicht jener Kategorie herkömmlicher Lehr- und Handbücher zuzurechnen, die auf der Grundlage vorliegender kriegsgeschichtlicher Forschungsergebnisse das Wissen auf dem taktischen Teilgebiet an Beispielen konkreter Begebenheiten dem fachlich interessierten Leser nahebringen wollen. Der Verfasser hat vielmehr mit Unterstützung einiger Mitarbeiter den Versuch gemacht, das bisher nur wenig

[1]) Eike Middeldorf: Taktik im Rußlandfeldzug. Erfahrungen und Folgerungen. E. S. Mittler & Sohn GmbH, Darmstadt 1956.

erschlossene, vielschichtige taktische Erfahrungsgut des deutschen Ostheeres (1941—1945) an Hand des noch erhaltenen fragmentarischen Quellenmaterials selbst auszuwerten, das Fazit — unter lehrreicher Gegenüberstellung von Auffassungen und Erscheinungen auf deutscher und russischer Seite — in Form von kurzen Thesen festzuhalten und Ansichten und Lehren für die zukünftige Kampfesweise, Gliederung, Bewaffnung und Ausbildung deutscher Truppen von der Division bis zum Bataillon zu entwickeln. Der Angriff als «Faktor von kriegs- und schlachtenentscheidender Bedeutung» wird auch für die Zukunft als die stärkere Kampfform angesehen und über die Verteidigung gestellt. Wenn auch die Kapitel über Angriff, Verfolgung und Verteidigung keine grundlegend neuen Erkenntnisse bringen, so enthalten sie doch, unter Nutzbarmachung der Kriegserfahrungen und des technischen Fortschritts, viele Gedanken und Anregungen zu Änderungen und Verbesserungen, sowohl hinsichtlich der Truppenführung als auch des Kampfverfahrens der drei «Haupttruppengattungen» (Infanterie, Panzertruppen, Artillerie). Aus dem weiten Bereich der Abwehr ist die Verteidigung nur im Sinne des Kampfes um Stellungen behandelt, während die inhaltsschweren Erfahrungen des deutschen Ostheeres in Absetz- und Rückzugskämpfen ebenso unerörtert bleiben wie die vom Kampfgeschehen untrennbaren Probleme der Truppenpsychologie und der Improvisation beim Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht. Vernunft und Moral veranlassen den Verfasser im Hinblick auf die großen deutschen Verluste in beiden Weltkriegen zu der wichtigen und beherzigenswerten Feststellung: «Ein dritter Opfergang ist für unsere Volkskraft nicht tragbar.»

Friedrich Hoßbach

Der «Sturm»

Zu Beginn dieses Jahrhunderts, in einer Zeit der Sicherheit und des materiellen Besitztums, ahnten nur die wenigsten voraus, daß eines Tages aus der Materie selbst jene Kraft entstehen werde, welche die Auflösung der gesamten irdischen Existenz bedroht. Aber gerade diese wenigen, die erkannten, daß nicht das Gegenständliche und Sichtbare das allein Wirkliche ist, sondern daß die Farben allein schon Ausdruck einer schöpferischen Gestaltung sind, ein Inbegriff auch weiterer Sphären und Welten, haben jenen kühnen Bruch mit dem in der Materie verhafteten Illusionismus gezogen. Einer dieser Pioniere, wohl der aktivste, ist *Herwarth Walden* gewesen.

Herwarth Walden war ursprünglich Musiker, fühlte sich aber berufen, als Publizist hervorzutreten und wurde somit zum Begründer der Kunstzeitschrift «Der Sturm», welche er im Jahre 1910 ins Leben rief. Der «Sturm» zählte zu ihren Mitarbeitern Dichter und Schriftsteller wie Blümner, Döblin, Else Lasker-Schüler, A. Stramm, Schickele, Peter Altenberg, Hermann Bang, Heinrich Mann, Mombert, Strindberg, Wedekind und andere. Der Herausgabe der Zeitschrift folgte bald die Eröffnung einer Galerie und eines Kunstsalons, in dem Bilder und Plastiken von vielen heute bekannten Künstlern damals zum erstenmal gezeigt wurden, wie von Archipenko, Arp, Balla, Baumeister, Boccioni, Brancusi, Braque, Campendonc, Chagall, Delaunay, Max Ernst, Feininger, Filla, Gleizes, Juan Gris, Hartley, Heemskerck, Hodler, Itten, Janco, Jawlensky, Kandinsky, Klee, Kokoschka, Kubin, Léger, August Macke, Franz Marc, Marcoussis, Mohly-Nagy, Muche, Munch, Nebel, Picasso, Schlemmer, Schreyer, Schrimpf, Segal, Severini, Soffici, Topp, Uhden, Nell Walden, Wauer, von Werefkin und anderen.

Es ist das Verdienst von Nell Walden, der damaligen Frau und aktiven Mitarbeiterin von Herwarth Walden, in Zusammenarbeit mit Lothar Schreyer, in einem bei W. Klein in Baden-Baden erschienenen, reich illustrierten Buche Herwarth Walden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Buch nennt sich zwar ein Erinnerungsbuch, wodurch es nur an Lebendigkeit gewinnt. Der reichhaltigen und gewissenhaften Dokumentation wegen wird es aber zu einem der wichtigsten Zeugnisse für die Entstehungsjahre der modernen Kunst.

Marie-Louise Vollenweider